



IN ZWEI WELTEN
DOMINIK PERLER

Geboren 1965 in Fribourg, Studium der Philosophie und Russistik an den Universitäten Fribourg, Bern und Göttingen, Forschungsaufenthalte an der Cornell University und an der University of California in Los Angeles, Habilitation 1996 in Göttingen, Fellow des All Souls College, Oxford (1996–97), Ordinarius für Philosophie an der Universität Basel (1997–2003), seit 2003 Professor an der Humboldt-Universität zu Berlin (Lehrstuhl für Theoretische Philosophie). Buchpublikationen u. a.: *Der propositionale Wahrheitsbegriff im 14. Jahrhundert* (1992); *Repräsentation bei Descartes* (1996); *René Descartes* (1998); *Occasionalismus: Theorien der Kausalität im arabisch-islamischen und im europäischen Denken* (mit Ulrich Rudolph, 2000); *Theories of Intentionality in Ancient and Medieval Philosophy* (Hrsg., 2001); *Theorien der Intentionalität im Mittelalter* (2002, franz. 2003). – Adresse: Institut für Philosophie der Humboldt-Universität zu Berlin, Unter den Linden 6, 10099 Berlin. E-Mail: PerlerD@Philosophie.HU-Berlin.de

Heute ist ein typischer Tag: Den ganzen Vormittag brütete ich über einem spätmittelalterlichen Text mit dem Titel „Kann ein Mensch in diesem Leben sicheres Wissen gewinnen?“. Dann unterhielt ich mich beim Mittagessen mit anderen Fellows intensiv über die Universitätsreformen in Deutschland und in anderen europäischen Ländern, musste mich aber davonstehlen, um pünktlich an der Humboldt-Universität zu sein, wo um 14 Uhr mein Seminar begann. Darauf folgten administrative Arbeiten, eine lange Sprechstunde und eine Zwischenprüfung. Nun sitze ich wieder an meinem Arbeitstisch im Grunewald.

Ein typischer Tag? Sollte der Aufenthalt am Wissenschaftskolleg nicht der konzentrierten, ungestörten Arbeit an einem Forschungsprojekt dienen? In der Tat. Als ich die uner-

wartete Einladung erhielt, hier zu forschen, lehrte ich noch an der Universität Basel und plante, mich in Berlin ein Jahr lang vor dem universitären Alltag zu verkriechen. Dann nahm ich aber einen Ruf an die Humboldt-Universität an. Da das Wissenschaftskolleg keine Berliner Professoren als Fellows ernennt, wurde ich nach längeren Verhandlungen großzügigerweise als „Gast des Rektors“ aufgenommen, und die Universität zeigte ein verständnisvolles Entgegenkommen, indem sie mein Lehrdeputat reduzierte. So lebte ich gleichzeitig in zwei Welten. Dies hatte einerseits unbestreitbare Vorteile. Ich konnte die Arbeit am gerade übernommenen Lehrstuhl fortsetzen und mit meinen Mitarbeitern vor Ort gemeinsame Projekte vorantreiben. Zwei umfangreiche Sammelbände konnten so abgeschlossen und noch während des Aufenthaltes am Wissenschaftskolleg publiziert werden: *Der Geist der Tiere: Philosophische Texte zu einer aktuellen Debatte* (mit Markus Wild, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 2005) und *Logik und Theologie: Das Organon im arabischen und im lateinischen Mittelalter* (mit Ulrich Rudolph, Leiden: Brill, 2005). Natürlich ergaben sich auch spannende Querverbindungen zwischen Arbeitsgruppen an der Universität und am Wissenschaftskolleg. So konnten meine Doktoranden, die ausgehend von der Sprachphilosophie und der Philosophie des Geistes die Frage nach den kognitiven Leistungen von Tieren untersuchen, mit Biologen über die empirischen Grundlagen dieser Untersuchungen diskutieren. In diesen Gesprächen zeigte sich, wie fruchtbar und anregend ein interdisziplinärer Dialog sein kann. Andererseits erforderte das Leben in zwei Welten ein hohes Maß an Organisation und Arbeitsdisziplin, manchmal auch an Verzicht. So konnte ich nicht an allen Abendvorträgen und Gesprächskonzerten am Wissenschaftskolleg teilnehmen und musste die Arbeit an meinem Buchprojekt manchmal genau dann unterbrechen, wenn sie mich am meisten gepackt hatte – es stand wieder einmal eine Magisterprüfung oder eine Berufungskommissionssitzung an.

Doch ich lebte nicht nur in zwei akademischen Welten. Je mehr ich mich in mein Projekt über Skeptizismus im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit vertiefte, desto mehr wurde mir bewusst, dass ich als Philosophiehistoriker auch in mindestens zwei geistigen Welten lebe. Zum einen versuche ich als Historiker, die Debatten des 14. bis 17. Jahrhunderts zu rekonstruieren und dabei zu ergründen, welche Bedeutung skeptische Probleme für Denker dieser Zeit hatten. Was hieß es für Ockham, Montaigne oder Descartes, nach der Gewissheit unserer Erkenntnis zu fragen? Warum stellten sie diese Frage überhaupt? Und welche Antworten waren für sie relevant? Zum anderen frage ich mich als Philosoph aber auch, was an der Frage und an den verschiedenen Antworten systematisch bedeutsam ist. Warum sollten wir überhaupt nach der Gewissheit der Erkenntnis fragen? Welche

Auffassung von Erkenntnis setzt diese Frage voraus? Und wie überzeugend ist die Forderung, wir müssten alle unsere Erkenntnisansprüche auf eine solide Basis stellen? Natürlich besteht kein Widerspruch zwischen diesen beiden Gruppen von Fragen. Häufig wird betont, genuin philosophiehistorische Arbeit zeichne sich gerade durch eine Verbindung beider Fragestellungen aus, denn es gehe um „historische Arbeit in systematischer Absicht“. Als ich im Oktober meine Arbeit im Wissenschaftskolleg aufnahm, schwebte mir auch diese ideale Verbindung vor. Doch je mehr ich über die methodische Begründung dieser Verbindung nachdachte, desto mehr geriet ich ins Stocken. Dazu veranlasste mich nicht nur die ausgiebige Lektüre methodologischer Texte, zu der ich nun Zeit fand, sondern auch – und wohl noch in viel höherem Maße – der Dialog mit anderen Fellows. Immer wieder wurde ich auf den religiösen, politischen und institutionellen Kontext meiner Texte aufmerksam gemacht, und immer klarer wurde mir dabei, dass man nicht einfach den systematischen Gehalt aus alten Texten „destillieren“ kann, ohne diesen Gehalt im jeweiligen Kontext zu bestimmen. Denn philosophische Probleme sind nicht an sich virulent; sie stellen sich immer in bestimmten Konstellationen unter bestimmten Bedingungen. Dies ist natürlich keine neue Einsicht. Doch gewisse Einsichten muss man immer wieder gewinnen, ja sich immer wieder vergegenwärtigen, um – wie Wittgenstein gesagt hätte – der gefangenen Fliege den Ausweg aus dem Fliegenglas zu zeigen.

Wie sah nun dieser Ausweg aus? Ich gab den Plan auf, eine Entwicklungslinie von Ockham zu Descartes zu zeichnen, ich verabschiedete auch den Gedanken, die Modernität der mittelalterlichen Debatten zu betonen und ihre Aktualität für gegenwärtige Diskussionen herauszuarbeiten. Vielmehr konzentrierte ich mich auf ausgewählte Kontexte und rekonstruierte anhand von Fallstudien die besonderen Fragestellungen und Lösungswege. So ergab sich weniger eine „grand story“ als ein kompliziertes Puzzle von kleineren Geschichten. Und so entpuppte sich das, was ich *nicht* geschrieben hatte (oder genauer: was ich geschrieben und wieder entsorgt hatte), als ebenso wichtig wie das, was sich als Produkt der Arbeit ergab. Doch immerhin: Nach knapp zehn Monaten sind drei von insgesamt vier Teilen des geplanten Buches abgeschlossen, die Einleitung liegt ebenfalls vollständig vor, das Material für den vierten Teil ist weitgehend aufgearbeitet. Zudem habe ich Einzelaspekte in Vorträgen ausgearbeitet, die ich im Verlauf des Jahres in München, Oxford, Paris, Uppsala und Amsterdam gehalten habe. Die Reaktionen auf diese Vorträge gaben mir wichtige Impulse für die weitere Arbeit.

Der Aufenthalt am Wissenschaftskolleg hat nicht nur den Blick, der gleichsam nach innen – auf das eigene Forschungsprojekt – gerichtet ist, verändert. Auch der Blick nach

außen ist transformiert worden. Zunächst wurde mein Blick für ganz elementare, aber wichtige Rahmenbedingungen produktiver Arbeit geschärft, vor allem für den Bibliotheksservice, der am Wissenschaftskolleg perfekt funktioniert. (Gibt es hier neben den Fahrern eigentlich auch Engel, die jedes noch so entlegene Buch gleichsam im Flug beschaffen?) Mir wurde bewusst, wie entscheidend der Alltag an den Universitäten erleichtert und von Ballast befreit würde, wenn an dieser Stelle mehr investiert würde. Doch auch mein Blick auf den oft beklagten Graben zwischen den Geistes- und den Naturwissenschaften hat sich verändert. Die Dienstagskolloquien und die Einzelgespräche mit Kolleginnen und Kollegen (in Unterhaltungen am Mittagstisch habe ich wohl mindestens so viel gelernt wie in offiziellen Diskussionsrunden) haben mir gezeigt, dass der „Kampf der Wissenschaftskulturen“ eine Chimäre ist. Wenn es Konflikte und methodische Differenzen gibt, sind sie innerhalb der Geisteswissenschaften ebenso ausgeprägt wie in ihrem Verhältnis zu den Naturwissenschaften. Welche Bedeutung der argumentativen Präzision beigemessen wird, welches Maß an begrifflicher Exaktheit angestrebt wird, welchen Status das Ideal der Objektivität hat, welcher Umgang mit empirischen Daten gepflegt wird – alle diese Grundsatzprobleme sind innerhalb der Geisteswissenschaften äußerst umstritten und spielen im internen Dialog eine ebenso große Rolle wie in jenem mit den Naturwissenschaften. Auch mein Blick – oder besser: mein Gehör – für den Zusammenhang zwischen wissenschaftlicher, literarischer und musikalischer Kultur hat sich verändert. Dank Stefan Litwin lernte ich, Charles Ives' *Concord Sonata* neu zu hören, und Jörg Widman eröffnete mir den Zugang zu unbekanntem Klangräumen. Schließlich bekam ich in den gemütlichen Runden am Donnerstagabend auch einen Einblick in die verschiedenen nationalen und sprachlichen Welten des Humors. Nur ein Projekt, das wir ausgeheckt hatten, konnte leider bis zum Ende des Jahres nicht verwirklicht werden: das gemeinsame Anschauen von Filmen, die in den Herkunftsländern der einzelnen Fellows als besonders humorvoll gelten. Man lernt andere Menschen ja kaum besser kennen, als wenn man sieht, worüber sie lachen. Aber dafür haben wir bei der gemeinsamen Inszenierung der Oper *The Beauty and the Bees* (eine Welturaufführung!) am Abschlussabend ausgiebig gelacht. Auch diese Erfahrung werde ich in die „andere Welt“ der Universität mitnehmen: Nichts entkrampft den akademischen Diskurs mehr als augenzwinkernde Selbstironie.